

*Das Mädchen  
mit dem blauen  
Kleid*

*Marianne Lettl*

Autor: Marianne Lettl

Coverdesign: Martina Overbeck

ISBN: 9789463675178

©Marianne Lettl

# *Inhaltsverzeichnis*

## **Teil 1**

|           |          |
|-----------|----------|
| Prolog    | Seite 4  |
| Kapitel 1 | Seite 5  |
| Kapitel 2 | Seite 12 |
| Kapitel 3 | Seite 22 |
| Kapitel 4 | Seite 32 |
| Kapitel 5 | Seite 47 |
| Kapitel 6 | Seite 59 |
| Kapitel 7 | Seite 77 |

## **Teil 2**

|           |           |
|-----------|-----------|
| Kapitel 1 | Seite 85  |
| Kapitel 2 | Seite 96  |
| Kapitel 3 | Seite 103 |
| Kapitel 4 | Seite 110 |
| Kapitel 5 | Seite 117 |
| Kapitel 6 | Seite 125 |

## **Teil 3**

|            |           |
|------------|-----------|
| Kapitel 1  | Seite 141 |
| Kapitel 2  | Seite 155 |
| Kapitel 3  | Seite 164 |
| Kapitel 4  | Seite 173 |
| Kapitel 5  | Seite 187 |
| Kapitel 6  | Seite 196 |
| Kapitel 7  | Seite 199 |
| Danksagung | Seite 216 |

# Teil 1

## Prolog

*Dieses Gefühl. Ich verliere mich in den dunklen Augen. Den Augen, die ihm gehören. Dem, den ich mein Herz gegeben habe. Verliere mich in den Gedanken. Diese Freiheit. Diese Unbeschwertheit, nichts mehr, das auf mir lastet. Das Gefühl, jemanden zu haben, der auf mich aufpasst. Der für mich da ist. Der mich liebt. Ich gehe geradeaus, mit seiner Hand in meiner. Vor uns der Eiffelturm. Im Hintergrund eine leise, zarte Melodie. Wir gehen geradeaus, und es hört nicht auf. Es fühlt sich wundervoll an. So... glückerfüllt. Wir gehen und gehen. Sind glücklich, unbeschwert... lachen, reden, schweigen...*

## Kapitel 1

Wieder dieser seltsame Traum. Was hatte er nur zu bedeuten? Wieder dieser Traum, der mich jede Nacht heimsuchte. Schlaftrunken rieb ich mir meine Augen. Schwaches Licht, welches von draußen ausging, drang durch das kleine, hölzerne Fenster. Die kalten Wände stimmten mich traurig. Auch die Leere des Raumes hinterließ Spuren. Meine Mutter schlief neben mir auf einem kaputten Strohsack. Wie friedlich sie dort lag, noch fest verschlungen von den Träumen ihrer Sehnsüchte. Ihr braunes, kurzes Haar umrandete frech ihr schönes Gesicht. Ihr dicker Bauch, welcher vom Anfang eines neuen Lebens erzählte, schmückte ihren Körper. Wenn auch ungewollt. Welch´ grausamer Mensch vergewaltigt schon seine eigene Frau? Ich stand auf und ging an das Fenster. Würde ich jemals anders leben? Würde mein Leben jemals anders aussehen? Würde ich jemals richtig leben? Ich schweifte wie so oft ab. Schweifte ab in meine eigene kleine Welt, die aus den Bausteinen der Liebe und Geborgenheit, der Freundlichkeit und Sonne gebaut war. Vorsichtig fuhr ich mit dem Finger über die beschlagene Fensterscheibe und malte ein

Herz. „Mara! Komm sofort!“, riss mich mein Vater mit seinem französischen Akzent aus meinen Tagträumereien. Ich rannte zu dem Menschen, der mein Vater sein sollte. Angstschweiß stand mir auf der Stirn und ich erinnerte mich an die Stelle, die zuletzt seinen Schlägen ausgesetzt war. Der Schmerz fuhr mir noch heute durch alle Knochen. Doch das war ihm egal. Er hatte es nicht anders gelernt. Hatte nicht gelernt, dass man Frauen nicht so behandelt. Dass man andere Menschen insgesamt nicht so behandelt. Er widerte mich an, wie er mir dort so gegenüberstand. Mit kaltem Blick, keine Miene verziehend. Ich fragte mich in diesem Moment, ob er überhaupt ein Herz hatte. Mich würde es nicht wundern, wenn die Ärzte eines Tages diagnostizieren würden, dass er kein Herz besaß. Das Einzige, was ihn antrieb, war Hass. Es war der Hass, der ihm das Blut durch die Adern pumpte. Dafür sorgte, dass er am Leben blieb. War das Einzige, das er kannte. Emotionen gab es in seiner Welt nicht. Schon schaffte er an. „Bring gefälligst den Müll raus, fege die Küche, und mach´ mir Frühstück. Und wehe, wenn ich sehe, wie du naschst. Du weißt was passiert!“ Ich folgte seinem Wort, weil er mich sonst wieder

schlagen würde. So wie immer. Allein schon seine Drohungen machten mich fertig, versetzten mir viel zu starke Hiebe. Doch wenn er sich dann draußen blicken ließ, wenn ihm fremde Menschen begegneten, tat er so, als wäre er der Engel in Person. Obwohl mein Inneres sich doch dagegen sträubte, ging ich in die Küche und nahm den Müllsack heraus. Ich schlich mit schnellen, aber vorsichtigen Schritten nach draußen, wo die Mülltonne stand. Schweiß lief mir den Rücken hinunter. Ich konnte seinen prüfenden Blick in meinem Rücken spüren, wie er jede meiner Bewegungen genauestens analysierte und mich mit seinen Augen zu durchbohren schien. Immer auf der Suche nach Fehlern, die es aus seiner Sicht wert waren, mich zu schlagen. Bei jedem Schritt erwartete ich gleich einen mahnenden Schrei, in dem er mir klar machte, ich hätte etwas falsch gemacht. Ich nahm wahr, wie er leise die Haustüre schloss und hineinging. Erleichtert atmete ich auf. Ich brachte die Tüte in die Mülltonne. Die ersten Morgensonnestrahlen erhellten den einfach gehaltenen Garten, und ich drehte mich für einen wenigen Moment verspielt, während es mein Schatten mir nachtat. Immer und immer wieder. So lange, bis ich

in das noch vom Tau nasse Gras fiel. Ich konnte den erfrischenden Geruch wahrnehmen, in dem schon ein kleines Stückchen Sommer zu verspüren war. Ich schloss kurz die Augen, träumte davon, nun auf einer Wiese an einem See zu liegen. Ganz alleine. Wie lange hatte ich schon kein Gewässer mehr zu Gesicht bekommen! Dann würde ich jetzt den Fischen zusehen, wie sie um die Wette schwammen, und den Fröschen zuhören, wie sie ihr tägliches Morgenkonzert präsentierten. Ich öffnete meine Augen, akzeptierte, dass ich nicht an einem See lag, sondern versuchte einfach nur diesen Moment zu genießen, in dem ich auf dieser Wiese liegen durfte. Besser gesagt, es einfach tat. Ich öffnete meine Augen. Schon fiel mein Blick auf das Kleid, das ich trug, und mich vor der schlimmsten Kälte schützte. Löcher zierten es, und auch der ein oder andere Fleck. Jeder erzählte seine ganz eigene Geschichte. Auch wenn es nicht gerade schöne Geschichten gewesen waren, die an diesem Kleid festhielten. Ich hatte keine andere Kleidung. Oh, doch Moment... Ein anderes Kleidungsstück hatte ich. Mein Lieblingskleid. Es war blau wie der Himmel, bestickt mit einer bunten Blumenwiese. Auch der Schnitt war sehr raffiniert. Ich

traute mich kaum, daran zu denken, als könnte mein Vater meine Gedanken lesen. Immer wenn ich es heimlich anzog, fühlte ich mich frei. Frei von all der Arbeit. Frei von all der Last, die auf mir lag. Ich fühlte mich schön und unbeschwert. Aber keiner wusste davon. Das Kleid hatte mir meine Oma einmal geschenkt. Ich erinnerte mich noch genau. Damals als alles noch anders war. Als meine Oma noch bei uns wohnte, und nach uns gesehen hatte. Sie übergab mir dieses Kleid an meinem 6. Geburtstag, ohne dass es überhaupt irgendjemand anderes mitbekommen hatte. Sie hatte damals gesagt: „Verfolge deine Träume und glaub´ an dich.“ Diese Worte bedeuten mir sehr viel. Sie schenken mir schon in so mancher verzweifelten Situation Kraft. Auch wenn ich diese Worte nur noch durch mein Gedächtnis hervorrufen kann. Ihre Stimme nie wieder hören würde, erst recht nicht, wie sie genau diese Worte formten. An dem besagten Tag war ich noch zu jung, um zu verstehen, was sie mir damit sagen wollte. Doch nun war ich alt genug, um zu verstehen. Ich vermisste sie. Sie war ein wundervoller Mensch gewesen. Ich liebte sie. Oder sollte ich besser sagen, ich liebe sie immer noch? Dort oben, irgendwo im

Himmel, würde sie bestimmt gerade auf mich herabsehen. Was würde sie wohl denken? Sie hatte immer ein offenes Ohr, war ein solch hilfsbereiter, liebenswerter Mensch. Und doch war sie selbstbewusst und ließ sich niemals etwas einreden, tat ihr Ding. Es war ein wundervoller Geburtstag gewesen. Einen Teddy hatte sie mir auch geschenkt. Doch den hatte Harald verbrannt, als ich acht war. Er hatte sogar einen Namen gehabt. „Tim“ hieß er. Ich hatte ihn immer gut versteckt. Doch eines Tages entdeckte er ihn. Warf ihn in den lodernden Ofen. Ich wusste noch genau, wie ich als kleines Kind, kaum begreifend, was dort eben geschah, fassungslos dort stand und versuchte Tim wieder aus der hitzigen Lage zu befreien. Mein Kleid steckte in einer Truhe unter der Treppe. Meine Oma hatte es damals selbstgenäht. Extra größer, damit ich es, wenn ich größer geworden war, anziehen konnte. Ich liebe dieses Kleid. Es gab sogar eine Zeit, wo ich dies von meinem Vater behaupten konnte. Als ich noch ohne zu lügen „Ich liebe dich, Vati.“, sagen konnte. Ihm während dieser Worte ins Gesicht sah. Doch seit Gerda, meine Oma väterlicherseits, verstorben war, war mein Vater so. So kalt. Davor schliefen wir noch

in richtigen Betten. Hatten noch Familienausflüge gemacht. Waren eine perfekte Familie gewesen, wie man sie sich vorstellt. Eine kräftige Hand packte mich viel zu fest an meinem dünnen Arm, riss mich aus meinen Gedanken und zog mich gewaltsam ins Haus. Mit einem „Auf dich kann man sich aber auch gar nicht verlassen!“, schmiss er mich förmlich wieder in die kalte Kammer, die ich mit meiner Mutter und bald auch mit meinem Geschwisterchen, teilte. Dicke, angeschwollene Schürfwunden bedeckten meinen Körper. Doch das war nichts Neues für mich. Ich wusste gar nicht, wie mein Körper ohne Verletzungen aussah. Ich ahnte was nun kam. „Los Magret, mach mir Frühstück und Sorge dich um den Haushalt.“, schmiss er meiner Mutter die Worte entgegen, mitten hinein in ihre Träume, wo sie sich gerade noch eben befunden hatte. In ihre Träume wo doch solche Worte gar nicht herein passten. Schlechtes Gewissen wollte mich von innen verschlingen. Ich holte Luft, wollte sagen, dass ich die Arbeiten schon erledigen würde, doch sein scharfer, allesagender Blick bremste mich ab.

## Kapitel 2

„Nein, Mara. Du kannst deine schwangere Mutter, die immer für dich da ist, nicht im Stich lassen.“, holte mich meine innere Stimme wieder in die Realität zurück. Das wäre total falsch. Total moralisch verwerflich. Sie half mir immer, sie war einfach eine Grundlage in meinem Leben, die ich benötigte. Die mich trug. Außerdem hätte ich Angst um sie, dass mein Vater sie in einem seiner Aggressions-Anfälle töten würde. Ich kniff die Zähne zusammen, doch es brannte zu sehr. Alles brannte. Überall. Meine Augen wurden überschwemmt mit dem Wasser aus meiner Seele, welches sich seinen Weg nach draußen bahnte. Ich wollte hier weg. Wollte das alles nur ein Albtraum sein lassen. Wollte aufwachen. Sicherstellen, dass ich geborgen war. Doch es war die trockene Realität. „Alles okay, meine Kleine“, striff sie mir mit ihren zarten Händen über die Backen und wischte meine Tränen weg. „Alles wird gut.“ Sie zog mich in eine innige Umarmung, die mich für einen Moment tatsächlich ihre Worte glauben ließ. „Vielleicht, ja vielleicht wird wirklich alles gut“, log ich mich selbst an. „He, Magret, Mara! Was sitzt ihr so faul herum? Macht

eure Arbeit!“ Alleine seine Stimme ließ mich erschauern. Sofort standen wir auf und erledigten die angeschafften Arbeiten. Solche Sachen wie den Ofen schrubben, Wäsche waschen, bügeln, und noch viel Weiteres...

Mein Magen brannte vor Hunger. Mir war so kalt. So extrem kalt. Gänsehaut erstreckte sich quer über meinen Körper. Ich saß in der Kammer, war schon fertig mit meinen Arbeiten, erschöpft und müde. Plötzlich quietschte die Türe. Vorsichtig kam Magret, meine Mutter herein. Ich sah sie an, und wusste sofort, was passiert sein musste. „Er hat dich wieder geschlagen, oder?“, traute ich mich kaum auszusprechen. „Ja“, erwiderte sie ohne jegliche Emotion. Ein dicker Kloß saß in meinem Hals. Leise setzte sie sich neben mich und wir starrten an die Wand. Ein Schmerzlaut entwich ihr. Doch er war nicht von dem Rot angelaufenen Fleck, nein, er kam von ihrem Bauch! „Oh Mara, ich habe solche Schmerzen, was soll ich nur tun?“, fragte sie, eine Antwort von mir darauf erwartend. Doch mehr als sie zu beruhigen blieb mir nicht übrig. Zum Arzt konnten wir nicht, Harald würde uns aufhalten. „Alles wird gut“, log ich mich

selbst an. Wie gerne wäre ich jetzt einfach mit ihr zum Arzt gegangen, einfach alle Sorgen die mit dem Baby zu tun hatten, der Vergangenheit angehören lassen. Wie gerne würde ich das tun. Doch es gab keinen Ausweg. Wir mussten uns jetzt erst einmal mit beruhigendem Zureden zufriedengeben. Auch wenn ich wusste, dass das nicht mehr lange reichen würde. Sie tat mir so leid. Das Baby war nicht gewollt. Harald hatte sie dazu gezwungen. Gewaltsam war er in sie eingedrungen, hatte sie vergewaltigt. Ich war leider zu spät, als ich durch ihre Schreie aufgeweckt in das Zimmer gekommen war. Mit besorgten Gedanken und immer einem Auge auf meiner Mutter, legte ich mich, so wie sie es bereits getan hatte, auf einen der Strohsäcke welche seit Jahren als unsere Betten dienten. So lange hatten wir nicht mehr in einem richtigen Bett geschlafen. Würde sich das je wieder ändern?

Ich dachte noch lange nach. Ich lag noch lange dort im Dunkeln und meine Gedanken kreisten wie Adler durch diesen Raum. Total präsent und edel, und doch waren sie nur schwer festzuhalten. Ständig verschwommen sie. Verflogen, kamen wieder. Schienen meinen Verstand als Beute anzuvisieren.

Auch an Magret schien der Tag nicht vollkommen spurlos vorbeigezogen zu sein. Sie wälzte sich, und jedes Mal knisterte das Stroh unter ihr laut. Hinzu kam ja auch noch ihr Schmerz. Ich hatte Mitleid mit ihr, wollte ihr irgendwie helfen können und konnte es doch nicht. Hatte doch keine befriedigende Lösung parat. Auch wenn ich wusste, es würde ihr körperlich nicht viel helfen, streichelte ich vorsichtig mit meiner flachen Hand über ihren Rücken. „Mama?“, „Ja?“, quetschte sie heraus. „Ich hab´ dich lieb.“ Die Stille antwortete mir. Doch ich wusste, dass sie innerlich sagen wollte, dass sie mich auch lieb hatte. Nur der Schmerz hinderte sie daran. Und das verstand ich. Ich sah aus dem Fenster, doch die Sterne wurden zugedeckt von einer dunklen Wolkendecke und waren somit nicht zu finden. Und doch waren sie da.

„OUuuuu... sshhhhhh....“, wurde ich unerwartet geweckt. Ich begriff sofort und drehte mich zu meiner Mutter um. Sie saß schweißübergossen, breitbeinig neben mir und sah gequält an die Decke. „Oh, oh, Mama, ist es schon soweit? Was muss ich jetzt tun? Was brauchst du? Wie lange dauert es noch?“ Doch mir war klar, dass sie gerade

nicht in der Lage war, mir eine deutliche Antwort zu geben. Okay, Mara. Klaren Gedanken fassen“, sprach ich mit mir selbst. Ich versuchte, alle Sachen die Magret mir schon einmal von einer Geburt erzählt hatte, zusammenzufassen und zu nutzen. Ich beobachtete sie. „Wasser. Sie braucht Wasser.“ Sofort schlich ich zur Tür. Ein Blick rechts, ein Blick links, und ich konnte mir sicher sein, dass Harald nicht in der Nähe war. Leise, kaum wagend zu atmen, tapste ich entlang des Flurs in Richtung Küche. Mein Herz pochte laut und ich hatte Angst, Mein Vater könnte es hören. Doch meine Gesundheit war mir im Moment bei weitem nicht so wichtig, wie die meiner Mutter und meines baldigen Geschwisterchens. Langsam aber sicher ging ich auf die Küchentür zu. Ich horchte. Keine Geräusche. Er musste wohl noch im Bett liegen. Ich schielte durch den Türspalt. Nichts. Schnell machte ich die Tür auf und sofort wieder hinter meinem Rücken zu. „Puh“, entwich es mir. Aufregung erfüllte mich. Sogleich erkundigte ich mich, wo ich Wasser einfüllen konnte. Mein Blick fiel sofort auf eine leere Plastikpfandflasche und ich zögerte nicht lange. Ich füllte sie bis zum Rand mit kühlem Wasser. Auch der Lappen,

der unbenutzt dort lag, kam mir gerade richtig. Flott ließ ich die Sachen unter meinem Hemdchen verschwinden und machte mich wieder aus dem Staub. Hektisch gab ich ihr das Wasser. Gierig wie ein Tier, so wie ich es gar nicht von ihrer sonst so zierlichen Art gewohnt war, saugte sie förmlich an der Flasche. Es tat ihr gut. Ich war froh, endlich etwas getan zu haben, dass ihr weiterhalf. Ich überlegte nicht lange, als sie soweit fürs Erste genug getrunken hatte, ich von der wohltuenden Flüssigkeit auf den Lappen tropfte und ihr mit aller Fürsorglichkeit an ihre Stirn hielt. Sie ächzte. „Mara, es ist so weit.“ Ich antwortete nicht, war in diesem Moment total überfordert. Wieder hielt ich ihr die Flasche hin, weil ich ihr zunächst nicht anders zu helfen wusste. Doch sie lehnte unerwartet ab. „Trink du Mara. Du hast bestimmt auch Durst“, meinte sie mit erstickender Stimme. Tatsächlich wirkte das Wasser durchaus verführerisch auf meine trockene Kehle, Doch ich wusste, dass sie es jetzt benötigte und lehnte ab. Danke, Mama. Du brauchst es jetzt mehr.“ Dankbar nahm sie noch ein paar Schlucke. Nun war es soweit. Es kostete durchaus Überwindung, doch es war okay. Es ging hier schließlich um ein Leben. Sie zog sich

ihren bereits mit Fruchtwasser durchtränkten Schlüpfen aus. Anfangs etwas verunsichert feuerte ich meine Mutter an. „Das schaffst du!“ Ich wusste nicht, welche Worte ich wählen sollte. Welche Worte in diesem Fall richtig waren. Ich versuchte es weiter. „Gut so, weiter so, das packst du. Gut so, pressen. Und Pause.“ Ich verdrängte den Gedanken, dass der werdende Vater uns hören könnte. Magret fasste meine Hand als wäre ich im Moment der einzigen Halt in ihrem Leben, was ich wahrscheinlich auch war, da sie sonst niemanden hatte. Ihre Hand war verschwitzt und drückte kräftig zu. Stück für Stück tauchte immer mehr der Kopf auf. Ich konnte die Situation, in welcher ich gerade steckte, so gar nicht realisieren. Angst stieg in mir auf. „Was mache ich jetzt? Was ist der nächste Schritt? Was, wenn Harald kommt?“ All diese und noch viel mehr Fragen waren dabei, mich aus dem Konzept zu bringen. Doch ich ließ es nicht zu. Das Baby kam immer mehr und mein Blick fiel auf einen leeren Strohsack, den ich ohne langes Überlegen unter Magrets Hüfte schob. Mir war klar, dass der Teil kommen würde. Ich musste den Kopf halten, damit er nicht den Boden berührte. Er war glitschig und feucht. Fast reflexartig wollte ich ihn wieder

loslassen, doch ich konnte mich zusammenreißen. Endlich schienen auch die Beine immer mehr ans Licht zu kommen. Magret heuchelte und stöhnte ein letztes Mal laut, ein letztes Mal spornte ich sie an. Dann war auch endlich das letzte Stück getan. Es war geschafft. Für einen Moment vergaß ich alles andere um mich herum. Ich musste lächeln. Wie süß es doch war. Es tastete mit seinen Händen herum, auf der Suche nach Halt. Schnell gab ich es Magret in die Arme. Ohne nachzudenken sprang ich auf, lief in die Küche, wollte aus dem Erste-Hilfe-Kasten eine Schere holen. Doch ich lief Harald in die Arme. „Was ist denn hier los?! Ab ins Zimmer!“ „Nein!“ Ich erschrak vor meiner eigenen Stimme, die dort so vorlaut eigene Entschlüsse fasste. Ich drängelte an ihm vorbei, holte blitzschnell die Schere, wollte nur noch schnell zu Magret. „Halt! Wer hat dir das erlaubt?! Gib mir die Schere!“ Er zerrte an meinem Hemdchen und versuchte mich aufzuhalten. Doch ich war unaufhaltsam. Ich wusste selbst nicht recht, wie mir geschah und schon zwängte ich mich eigensinnig an ihm vorbei. Ich ließ mich auf meine Knie fallen und schnitt mit aller Vorsicht die Nabelschnur ab. Das Baby schrie. Liebevoll zog ich mein schmutziges

Hemdchen aus, machte die Kleine sauber und wickelte sie behutsam darin ein. „Wie soll sie heißen?“, wendete ich mich an Magret. „Anna“, erwiderte sie so leise, aus Angst, das Baby zum Weinen zu bringen. Gerade noch in dem Gefühl der Erleichterung versunken, kam mein Vater mit lauten Schritten in das Zimmer hinein. Sein Blick fiel auf das Baby, und einen Moment lang meinte ich tatsächlich, einen Ausdruck von Freude in seinem sonst so von Wut geprägtem Gesicht zu entdecken. Doch sofort kehrte sein Gesichtsausdruck wieder in die übliche Ausgangsposition zurück. „Was zum Teufel ist hier los?!“ Er packte das Neugeborene am Arm, doch ich ließ es nicht zu. Das konnte nicht sein! Nein! Er hatte mir schon genug in meinem Leben genommen, meine Lebensfreude, meine Freiheit. Jetzt würde ich nicht auch noch zulassen, dass er mir mein Geschwisterchen nahm, es verletzte. In der einen Hand hatte ich das Baby, und mit der anderen schubste ich Harald mit all meiner Kraft weg. Denn jetzt reichte es. Er hatte mir schon so vieles vermiesen, zur Hölle gemacht. Aber meine Schwester sollte er in Ruhe lassen! Er krachte gegen die Tür. Doch das war noch nicht alles. Er schrie, ich verstand nicht

genau was, und kam auf mich zu. Er schlug mich fest, ich fiel zu Boden, mein Kopf kam hart auf. Anna! Ich riss meine Augen auf. Uff. Sie lag noch immer in meinen Armen, weinend. Wo war Harald? Gut. Er war weg. Ich wünschte mir, Anna hätte einen schöneren Start ins Leben gehabt.

## Kapitel 3

Ich fror erbärmlich. Draußen war es dunkel, und Mama schlief neben mir. Ich hatte nichts weiter an, als eine löchrige, uralte Unterhose. Die Kälte der Nacht ließ mich erschauern, Gänsehaut erstreckte sich auf meinem ganzen Körper. Anna schlief auch. Die Wunde an meinem Kopf machte mir extrem zu schaffen, Übelkeit breitete sich in mir aus. Mir war schwindelig und mein Hals war trocken. Meine Mutter bemerkte mich. Mit gläsernen Augen sah sie mich an, wie ich dort mit so leerem Herzen vollkommen verwahrlost aus dem Fenster starrte, auf der Suche nach der Besserung meines Lebens. Auf der Suche nach einem Leben. „Mara, geh.“ Ihre künstlich strengen Worte durchbrachen die eben noch so traurige Stille, durchbrachen diese Luft, in der immer noch die Geschehnisse des vergangenen Tages lagen. Erst vermutete ich, ich hatte etwas falsch gemacht. Doch wieder sagte sie, diesmal entschlossener: „Mara, geh fort. Er wird dir sonst noch mehr wehtun. Ich werde schon für mich und Anna sorgen.“ Ich verstand erst nicht so genau, was sie mir damit sagen wollte. „Wie... wie meinst du?“ „Ich meine, dass du gehen sollst.“ „Aber